

Nr. 196. Bromberg, den 29. August 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.

6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

London ist eine wundervolle Stadt, voll Überraschungen, unerforschlich wie das Menschenherz, mehr Dinge bergend als die Philosophie sich träumen läßt oder Baedeker in seinen roten Büchern mit Sternen bezeichnet hat. Und Herr Allan Kragh fand in seinem bescheidenen Maße Gelegenheit, diese Binsenwahrheiten schon im Laufe des folgenden Tages bestätigt zu finden. Die Nebel des Abends waren von einem sanften Sonnenschein, der von einem milden, veronikablauen Himmel erstrahlte, abgelöst, als er am Vormittag seine Streifzüge vom Grand Hotel Hermitage antrat, und, Goethe gehorchend, ins volle Menschenleben der Straße hineingriff. Seine Streifzüge gehen jedoch diese wahrheitsgetreue Erzählung nichts an, und wir begnügen uns damit, den Kontakt mit ihm wieder aufzunehmen, als er gegen ein Uhr nachts ins Grand Hotel Hermitage heimkehrte. Da beschäftigten ihn nicht die Geheimnisse von London, sondern das Geheimnis Benjamin Mirzl.

Was hatte Herr Mirzl mit dem Brief beabsichtigt, den er Allan durch einen seiner Helfershelfer vor zwei Tagen in Köln hatte zustecken lassen? Ein Bluff? Aber warum? Konnte einem Herrn seines Schlages etwas derartiges Spaß machen? Es war ja denkbar, aber paßte nicht zu der Vorstellung, die Allan sich von Herrn Mirzl gemacht hatte. Es war ja auch möglich, daß dieses Vorstellungsbild Herrn Mirzl ebensowenig ähnlich sah, wie dieser sich selbst in seinen verschiedenen Verkleidungen. Auf jeden Fall: Schlag neun Uhr, eine Stunde vor der angegebenen Zeit, hatte sich Allan in dem von Mirzl bezeichneten Kaffee „The Leicester Lounge“ eingefunden. Seine Londoner Eindrücke waren dadurch um noch einen vermehrt worden, aber als er gegen halb ein Uhr aus dem Kaffee hinausgeworfen wurde (Polizeivorschrift), war dies auch seine einzige Ausbeute. Dem Kaffee hatte sein dreiundeinhalbstündiger Besuch etwas mehr Ausbeute gebracht. „The Leicester Lounge“ erwies sich als ein Kaffee von der Art, wo Maria Magdalena auch vor ihrer Reue Zutritt hat. Es gab dort ein paar Dutzend Magdalenen vor der Bar und ein halbes Dutzend innerhalb derselben. Der Raum im übrigen, der sehr beschränkt war, wurde von dem leichtlebigen männlichen London in Anspruch genommen. Die Losung sowohl für das leichtlebige männliche London wie für die Direktion des Lokales war fixe Expedition. Das größtmöglichste Glück der größtmöglichsten Anzahl: ein schöner Leitsatz. Die Zirkulationsgeschwindigkeit war bewunderungswürdig: Entree, ein Drink, Bekanntschaft, noch ein Drink, Sortie. Herren, die keine Bekanntschaften machten, wurden über die Achsel angesehen. Herr Allan Kragh wurde über die Achsel angesehen. Es nützte nichts, daß er, so oft das dunkle Auge des Kellners ihn traf, einen Drink bestellte, oder daß eine unbestimmte Anzahl Magdalenen sich an seinem Tisch bezechten; er blieb sitzen und wurde folglich über die Achsel angesehen. Und Herr Mirzl kam nicht. Oder gab sich wenigstens nicht zu erkennen. Konnte es ihn amüsieren, Allans drinkerfüllte Erwartung in einer Verkleidung zu beobachten? Konnte er (da war der Kellner mit dem Auge schon wieder — Whisky and soda please!) — konnte er vielleicht von der weltlichen Gerechtigkeit arretiert sein? Die Polizisten Londons waren ja so flink. Reichte Herrn Mirzls Schlauheit nicht hin, um sie zu überlisten? Sherlock Holmes, you know. Auf jeden Fall (Whisky and soda please, der Kellner mit dem Auge) — reichte sie für Allan Kragh aus. Nach einer dreiundeinhalbstündigen Whisky-Orgie verließ Herr Allan Kragh (auf Grund der polizeilichen Bestimmungen und Müdigkeit in der Kehle) The Leicester Lounge, durchdrungen von der eben erwähnten Überzeugung.

Und das erste, was er in der ägyptischen Grabkammer Nr. 417 erblickte, waren seine ehrlichen schwedischen Handkoffer. Es fehlte nicht viel, und er hätte geglaubt, eine Säufervision zu haben.

Aber faktisch; da standen seine beiden Handkoffer, der aus braunem Rindleder und der aus eisenbeschlagenem Holz . . . Sein Klingeln rief in weniger als einer Minute einen uniformierten Herrn in die Grabkammer hinauf.

„Diese Koffer?“

„Wurden heute abend um halb zehn Uhr von einem Träger abgegeben, Sir. Es liegt ein Brief an Sie auf dem Toilettetisch, Sir. Wünschen Sie noch etwas, Sir?“

Allan machte eine stumme Handbewegung. Jetzt wurde die Sache aber doch zu mystisch. Wie in — — konnte Herr Benjamin Mirzl denn wissen, wo er wohnte. — Er stürzte sich über den Brief auf dem Tisch, ohne seine verwirrten Fragen zu Ende zu denken. Er enthielt zwei Schlüssel und folgende Zeilen:

„Lieber Herr Kragh! Entschuldigen Sie, daß ich Sie vergeblich in The Leicester Lounge warten ließ. Business, you know; unmöglich für mich, abzukommen. Hoffe, Sie waren nicht gezwungen, allzu viele Whisky mit Soda zu nehmen; kenne das Lokal; sollte mir leid tun. Füge die Schlüssel bei, die ich während der Zeit, als ich Ihr prächtiges Gepäck inne hatte, zu verwenden pflegte; hoffe, Sie können sie als Reserveschlüssel brauchen; danke Ihnen nochmals für die freundliche Überlassung des Gepäcks; bitte Sie um Entschuldigung wegen all der Mühe, die ich Ihnen verursacht habe und verbleibe in aller Eile

Ihr ergebener
Ludwig Koch,
alias Dr. Hauser,
alias . . . .
(nach Belieben auszufüllen.)“

*

Es ist unnötig, die Ausrufe, Fragen und Gesten zu verzeichnen, mit denen Allan Kragh diese Epistel kommentierte. Das Leben ist kurz, wie schon Mark Twain sagte; es war drei Uhr, als er sich nach der dritten Visitierung der Koffer — nichts fehlte — und der achtundneunzigsten Lektüre von Benjamin Mirzls Brief zu Bett legte. Es dau-

erte noch eine Stunde, bis er einschlief, und als er es tat, war sein Schlummer unruhig.

Er hätte gar zu gerne Hern Mirzl getroffen.

Es war bestimmt, daß er seinen Willen in dieser Hinsicht durchsetzen sollte, aber das dauerte noch eine Weile.

Es war spät, als Allan am nächsten Tag die Augen aufschlug. Sein erster Blick galt den Koffern und sein zweiter Herrn Mirzls Brief, den er nun schon auswendig wußte, wie einen Bibelspruch im Katechismus. Erst sein dritter Blick galt der Uhr. Sie zeigte fünf Minuten vor zwölf.

Allan flog aus dem Bett und begann sich anzukleiden. Unmittelbar vor dem Einschlafen war ihm etwas eingefallen: Es gab eine Möglichkeit, Herrn Mirzl aufzuspüren, durch den Dienstmann, der die Koffer gebracht hatte! Allan runzelte die Stirn und entwarf in Gedanken einen Kriegsplan, der auf besagtem Dienstmann aufgebaut war, und durch den Herr Mirzl sich wohl bald in seiner Höhle aufgespürt sehen sollte.

Aber ach, schon der erste Faden riß, als er gegen halb ein Uhr sein Verhör im Hotelbureau anstellte. Der Dienstmann? Ein gewöhnlicher Träger. Nummer? Weiß Gott, was für eine Nummer er hatte. Er hatte ganz einfach die Koffer niedergestellt, erklärt, daß sie dem Herrn auf Nr. 417 gehörten, dessen Namen auf beifolgendem Briefe stand, und daß alles bezahlt sei, worauf er sich ohne weiteres entfernt hatte. Nun, wenn man es sich recht überlegte, hatte er wohl überhaupt keine Nummer gehabt. Es war vermutlich ein gewöhnlicher Arbeitsloser gewesen. Stimmte etwas mit den Koffern nicht? Hatte der Mann etwas gestohlen oder verschlampt?

Allan beeilte sich, nein zu sagen und verschwand. Es war nicht so leicht, die Sache mit einem unromantischen Hotelkontoristen zu diskutieren. Er versuchte sich vorzustellen, was Sherlock Holmes in seiner Lage getan hätte, und da kam ihm plötzlich eine Idee. Eine Annonce! Das war es. Sherlock Holmes hätte eine Annonce eingerückt und dem unnumerierten Dienstmann eine Belohnung in Aussicht gestellt.

Allan erkundigte sich und suchte das Zeitungsbureau des Hotels auf; er fand es in einer kleineren Halle rechts von dem großen Entree gelegen. Es war eine weitläufige Anlage, wo alle Zeitungen der Welt verkauft, Annoncen für sie, Abonnements auf sie und (gegen eine kleine Abgabe) persönliche Notizen für sie über den Aufenthalt der Betreffenden im Grand Hotel Hermitage, ihre Gewohnheiten, ihren Lieblingssport, aufgenommen wurden. Allan erhielt ein Blankett und formulierte nach einiger Gedankenarbeit folgende Annonce:

Träger! Zwei Pfund Belohnung erhält der Träger, der am Abend des 12. dieses, halb zehn Uhr, zwei Gepäckstücke im Grand Hotel Hermitage abgegeben hat, wenn er sich ehestens im besagten Hotel einfindet.

Der Kontorist des Zeitungsbureaus war ein ernster junger Mann vom Detektivtypus. Er nahm Allans Annonce ohne jeden Kommentar entgegen und fragte nur, in welche Zeitungen Allan sie aufgenommen wünsche. Allan überließ ihm selbst, dies zu bestimmen, worauf der hagere junge Mann dekretierte, daß Star, Daily Mail und Daily Citizen am besten seien, und einen Betrag für die zweimalige Einschaltung in jeder derselben entgegennahm. Sehr zufrieden mit sich selbst begab sich Allan in die Stadt, um sein Lunch einzunehmen.

Im Laufe des Nachmittags, während er in Pall Mall promenierte, kam ihm jedoch eine Idee, die zur Folge hatte, daß er eine Viertelstunde später aus einem Auto vor dem Grand Hotel Hermitage sprang. Er hatte ja ganz verabsäumt, in Erfahrung zu bringen, wer seine mystische Reisegenossin war, die Dame aus Hamburg! Und sie wohnte doch in demselben Hotel! So ist es, wenn man den Kopf mit einer Sache voll hat. Der benediktinerflaschenähnliche Portier selbst führte den Befehl im Hotelbureau, als Allan hereinkam, um sein Verhör anzustellen. Die Wärme seines Tones war seit der Ankunft von Allans Gepäck um fünf Grad gestiegen.

„Wünschen Sie ein größeres Zimmer, Sir?“ fragte er.

„Vielleicht später“, sagte Allan. „Ich möchte Sie gerne etwas fragen, Portier.“

Er wühlte einen Augenblick in seinen Erinnerungen an Sherlock Holmes.

„Ich glaube hier im Hotel eine Bekannte gesehen zu haben, eine Dame. Ich bin meiner Sache aber nicht ganz sicher und möchte nicht zudringlich erscheinen, Sie verstehen, Portier. Sie ist blond, schlank, von Mittelgröße oder etwas darüber, sieht sehr gut, aber ein bißchen hochmütig aus und speiste vorgestern mittag im Speisesaal — — —“

Ein plötzliches Rauschen von Seidenröcken neben ihm ließ ihn zusammenzucken. Er wandte sich seitwärts und da stand die Unbekannte selbst!

„Ich hörte zufällig Ihre freundliche Anfrage“, sagte sie. „Sollte am Ende ich es sein, die Sie dem Portier beschrieben haben?“

Diesmal konnte kein Zweifel über ihren Gesichtsausdruck herrschen, wie vor zwei Tagen im Speisesaal. Jetzt war es genau dieselbe Miene, die er vom Expreß her kannte; und ihre grauen Augen hatten einen Blick, der ihm kalt über das Rückgrat lief. Endlich gelang es ihm, sich zu fassen.

„Sie, Madame? Soviel ich weiß, habe ich nicht das Vergnügen, Sie zu kennen.“

„Ich Sie auch nicht — dem Namen nach.“

Es lag eine vernichtende Betonung auf den letzten zwei Worten, die nur zu gut ausdrückten, was sie meinte — die Szene in Köln, wo sie ihn vor fünf Tagen arretieren gesehen hatte. Allan nahm eine hübsche Preiselbeerfarbe an, aber es gelang ihm zu sagen:

„Sie haben gewiß etwas mit dem Portier zu besprechen. Ich will mich außer Hörweite zurückziehen, damit ich Sie nicht zu belauschen brauche.“

Er wußte, daß dieser Abschiedspfeil sie in das Tiefste ihrer angelsächsischen Seele treffen mußte, aber trotzdem empfand er seine Sortie aus dem Bureau nicht als eine Sortie d'éclat. Er kreuzte die Halle so rasch, als es seine Würde zuließ. — Was er hauptsächlich befürchtete, war, daß sie ihn zurückrufen und bitten würde, das Interview mit dem Portier fortzusetzen; er fühlte sich dieser Aufgabe jetzt nicht gewachsen. Und plötzlich fand er sich im Konversationssalon des Hotels, in den seine Beine ihn, ohne daß er es selbst wußte, getragen hatten, und hörte ein damn and confound, das mit ungeheurer Energie in seiner unmittelbaren Nähe ausgestoßen wurde. Erst im nächsten Augenblick dämmerte es ihm auf, daß ihm selbst diese Worte entschlüpft waren; und noch ganz erstaunt über seine rasche Akklimatisierung hörte er eine schrille Stimme, die sagte:

„Hallo, junger Mann! Solche Worte pflegt man nicht in Damengesellschaft zu sagen.“

Allan drehte sich um. Trotz der wenig menschenfreundlichen Laune, in der er sich für den Augenblick befand, mußte er lächeln. Auf einem der roten Lederstühle saß eine alte Dame mit dem New York Herald in der Hand — sie wäre von der Zeitung verdeckt gewesen, wenn sie sie nicht gesenkt und Allan über den Rand angeguckt hätte. Ihr Gesicht glich auf das I-Tüpfelchen einem alten, schlauen Papagei. Sie hatte graues Haar, das von den Ohren abstand, zwei scharfe kohlschwarze Augen und eine Nase, die den Rest des Gesichtes ebenso gründlich ausfüllte, wie die Sankt Paulskathedrale den offenen Platz, an dem sie liegt. So wie die Kathedrale kam sie architektonisch nicht zu ihrem vollen Recht, aus Mangel an Perspektive . . . Man sah jedoch einen breiten Mund mit schmalen und offenbar sehr scharfen Lippen, und ein Kinn, das napoleonisch zu wirken versuchte. Die kohlschwarzen Augen fixierten Allan schräg, ganz wie die eines Papageis. Allan verbeugte sich ehrfurchtsvoll:

„Ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung, Madame! Ich dachte wirklich nicht daran, was ich sagte, und ich wußte kaum, wo ich mich befand.“

„Warum haben Sie geflucht?“ fragte die alte Dame. Sie betonte das Wort geflucht so, daß es klang, wie gemordet oder falsches Zeugnis abgelegt.

Allan wandelte die barocke Lust an, ihr alles zu erzählen.

„Ich will versuchen, es Ihnen zu erklären“, begann er. „Sind Sie Amerikanerin, wenn ich fragen darf?“

„Ja. Haben Sie deshalb geflucht?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Boot.

Skizze von Paulrichard Hensel.

„Warum fahren Sie nicht nach dem Süden?" fragte Paul Iller und legte sorgsam der jungen Frau den Mantel um die Schultern. „Ich weiß einen kleinen Ort bei Genua, da haben Sie Sonne und Stille — und Sie brauchen nicht allein zu sein . . ."

Agathe Troll lächelte ein wenig müde. Sie verstand das Unausgesprochene, das sich hinter diesen Worten verbarg, begriff das Leichtfertige der Gedanken dieses Mannes, der seit den Tagen ihrer Ankunft hier beharrlich um sie warb und wie viele andere dachte: Was hat eine Frau zu verlieren, wenn der Arzt ihr nur noch wenige Jahre gegeben hat? Muß sie nicht mit jedem Tag noch zu gewinnen suchen?

„Auch Sonne macht nicht immer froh", sagte sie mit ihrer ruhigen, gleichmäßig freundlichen Stimme. „Wenn man sie gern hat und sie geht unter — was man ja nicht hindern kann —, wird man traurig. Es ist nicht immer gut, alles zu tun, was wir wünschen."

„Das Leben ist so kurz." Die Worte waren Iller kaum entschlüpft, als ihm schon bewußt wurde, wie roh sie gerade dieser Frau gegenüber waren. Aber das schlechte Wetter, der Sturm jeden Tag — und auch das Zusammensein mit Agathe Troll hatten ihn nervös gemacht. Eine innere Unruhe trieb ihn, aus den grauen Regentagen heraus in ein Abenteuer, ein Erlebnis zu fliehen. Denn der Sommer war bald zu Ende.

Er saß mit der jungen Frau auf der glasgeschützten Terrasse einer kleinen Seebadpension, die außer ihm und der Frau, die ihrem kranken Herzen Erholung und eine Gnadenfrist zu gewinnen suchte, keine Gäste mehr beherbergte. Vor ihren Blicken lagen der menschenleere Strand und das Meer, das vom Sturm aufgewühlt in hohen Wellen gegen Sand und Buhnen jagte. Ein paar Fischerboote zerrten ruckweise mit ihren Ketten an den Pfosten der Stege und wurden auf- und nieder geworfen. Es war ein Wetter, an dem niemand den Kopf ins Freie steckte. Nur den beiden Menschen auf der Terrasse war das Überstürzen der Wellen, das Jagen der Wolken, dieses vielstimmige Konzert entfesselter Natur ein erregendes Schauspiel, dem sie fast wie neugierige Kinder zuschauten. Und jetzt sahen sie, wie sich eins der Boote von seinem Pfosten löste und auf den Wellen zu tanzen anfing, einem jungen Tiere gleich, das heimlich ins Freie geschlüpft ist, ungewiß des Weges. Es trieb mit jeder zurückflutenden Welle weiter hinaus, scheinbar froh seiner Freiheit. Aber während man schon glauben konnte, daß es im Endlosen verschwinden würde, blieb es plötzlich an dem Geäst der Pfähle hängen, welche die Fischer weit draußen für ihre Netze eingerammt hatten. Mochte es sich mit der Kette in einem Netz verfangen haben oder anderswie gehemmt sein — sein Weg war schon zu Ende, es konnte nicht mehr weiter — aber auch von niemandem zurückgeholt werden. Vielleicht war es schon in kurzer Zeit voll Wasser geschlagen. —

Da sah Agathe Troll den Mann heimlich von der Seite an. „Vielleicht denken Sie jetzt dasselbe wie ich", sagte sie. „Nicht wahr, das kleine Boot war töricht? Es hatte geglaubt, ins Freie, Unendliche hinaus tanzen zu können, aber mitten auf dem Wege mußte es schon halt machen. Es hat nichts zurück gelassen und nichts vor sich, und niemand kümmert sich darum. Und weil es schon krank und leck war, wird es nun noch schneller untergehen, als ihm sonst das Schicksal vorgeschrieben hätte. Und wer vielleicht morgen, einer Laune folgend, mit dem Boot hinausfahren wollte, hätte heute nicht den Mut, es zurück zu holen . . ."

Iller wandte den Blick von den ernsten Augen der Frau ab. Er wußte, was sie mit diesen Worten sagen wollte. War es denn bei ihm mehr als eine Laune gewesen, daß er mit dieser Frau reisen und leben wollte, einen Sommer lang, und hatte er sich Gedanken darüber gemacht, ob sie selbst Glück oder Leid dadurch erfahren könnte? Nein, Agathe Troll war eine kühle, besonnene Frau und vielleicht schon jeder ihrer Wünsche zu still geworden —.

„Sie sind klug und hart", sagte er höflich, „aber Sie haben recht." —

Eine Woche später bekam er einen Brief aus Rapallo, auf dessen Umschlag er die steilen Schriftzüge Agathe Trolls erkannte.

„Hier sind Sonne und Stille", schrieb sie, „und ich habe Hoffnung, doch noch gesund zu werden. Allerdings nicht aus eigener Kraft. Ich habe mich verlobt. Wissen Sie, was das für einen Mann bedeutet, sein Leben ganz mit mir teilen zu wollen?

Sind Sie an jenem stürmischen Abend noch einmal am Strand gewesen? Da standen ein paar Leute und schauten nach dem Boot und hatten es wohl schon längst aufgegeben, wie man leicht eine Frau aufgibt, für die man einen hohen Einsatz scheut. Nur ein junger Fischer setzte sein Leben ein — das mußte schon sein — und hat den Sturm bezwungen und das Boot gerettet. Nicht wahr, das können Sie sich vorstellen, daß jenes Boot, wenn es ein Mensch wäre, jetzt so glücklich ist, wie ich bin —"

Paul Iller zerriß langsam den Brief in kleine Stücke. Er schämte sich, ihn bei sich zu tragen.

Der Grund.

Skizze von Wilhelm Frerking.

„Na, Müller, wie ist es? Haben Sie sich besonnen?"

Der das sagte, war der Leiter der Kästorfer Arbeiterkolonie, Ökonomierat Gustav Rothbarth, von Geburt ein Pommer. Seine Erscheinung entsprach dem derben Menschenschlage seiner Heimat, der Insel Rügen. Stramm aufgerichtet trug er seine gedrungene Gestalt, und energisch war der Ausdruck des von einem mächtigen blonden Barte umwallten Gesichtes. Aber trotzdem wußten die Heimatlosen, die in der Kolonie Aufnahme gefunden hatten, daß unter der strengen Außenseite ein menschenfreundliches Herz schlug. Er brachte allen diesen Unglücklichen Mitgefühl entgegen, suchte jeden einzelnen aufs beste und kräftigste zu fördern.

Das war nicht leicht, denn die Leute, die nach wirtschaftlichem und sittlichem Zusammenbruche und oft erst nach jahrelanger Walze auf der Landstraße hier den letzten Rettungsanker auswarfen, brachten meistens Gewohnheiten mit, von denen sie sich nur durch große Geduld und eiserne Festigkeit bekehren ließen. Viele hatten bereits mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht, fast alle waren Säufer gewesen und jeder geregelten Tätigkeit entfremdet und abhold.

Mit Müller, der jetzt in bescheidener Haltung vor ihm stand, hatte der Ökonomierat keine Last gehabt. Der Mann war schon seit Jahren in der Kolonie, fügte sich von Anfang an willig in die Hausordnung und führte schweigsam Tag für Tag die ihm zugewiesene Arbeit aus.

Über sein Vorleben wußte man nur, daß er früher ein wohlhabender Landwirt war, aber durch Spiel und Trunk und leichtsinniges Leben ein ansehnliches Vermögen durchbrachte und schließlich zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt wurde, weil er sein hoch versichertes Gehöft in Brand gesteckt hatte, um in den Besitz der Versicherungssumme zu kommen. Bald nach Verbüßung der Strafe fand er in der Kolonie Aufnahme.

Als nun dieser Mann auf die Anfrage verlegen schwieg und hilflos die Mütze in den Händen drehte, fuhr der Ökonomierat fort: „Die Schafmeisterstelle auf Brunkhorsten ist ein Vertrauensposten, für den ich nicht jeden vorschlagen möchte, und wenn ich Sie empfehle, so ist die Sache so gut wie abgemacht. Wir sind nämlich alte Bekannte, der Herr von Brunkhorst und ich, Kriegskameraden von Anno 1870. Er war damals mein Kompagnieführer, Greifswalder Jäger! Was meinen Sie wohl, — wir waren Kerls! Bei Champigny haben wir beide das Eiserne Kreuz erhalten, an demselben Tage. — Also, was soll ich ihm schreiben? Sie nehmen doch selbstverständlich an!"

„Ach, Herr Ökonomierat, Sie sind ja so gütig, aber —"

„Immer noch ein Aber? Das versteh ich nicht. Sie können doch nicht ewig hier bleiben! Wie alt sind Sie eigentlich?"

„Zweiundsechzig."

„Sehen Sie mal an, — da sind Sie mir ja schon um vier Jahre voraus. Da ist es doch die allerhöchste Zeit, an die alten Tage zu denken. Wir schreiben jetzt 1900, die Jahrhundertwende. Machen Sie für sich eine Lebenswende daraus. Sie würden da auf dem Vorwerke des Gutes eine schöne Wohnung haben, dazu guten Lohn und reichliche Naturallieferungen, könnten für Ihr Alter einen Spargroschen zurück legen."

„Ich — ich —", stotterte nun Müller in fassungsloser Erregung, „ich möchte doch lieber nicht, Herr Ökonomierat. Es geht mir ja hier ganz gut. Ich habe meine Arbeit, mein Essen und meine Schlafstelle. Mehr brauche ich nicht. Bitte, lassen Sie mich noch eine Zeitlang hier." Flehentlich bittend sagte er das, wie in tiefer Seelennot.

Der Ökonomierat schüttelte den Kopf. „So was ist mir noch nicht vorgekommen. Andere würden vor Freude außer sich sein, wenn man ihnen das anböte. Und Sie erzählten mir doch früher mal, daß Sie mit der Schafzucht gut Bescheid wissen und damit viel zu tun gehabt haben."

Der andere nickte. „Das ist auch so, Herr Ökonomierat."

„Dann können Sie es ja gar nicht besser bekommen. Auf dem Gute sind Sie fein heraus. Der alte Herr von Brunkhorst kann sich um die Wirtschaft wenig kümmern, der ist ein großer Politiker. Sie haben es nur mit dem Gutsinspektor zu tun, und der ist ein prächtiger Mensch, tüchtig und freundlich. Ich kenne ihn persönlich, Müller heißt er, also zufällig ein Namensvetter von Ihnen. — Also, wie ist es?"

Der Alte raffte sich gewaltsam zusammen. „Ich kann nicht, wirklich nicht! Sie werden mich für entsetzlich undankbar halten, — aber ich darf die Stelle nicht annehmen."

Er war ganz heiß geworden vor Aufregung und mußte sich den Schweiß von der Stirn wischen.

Dem Ökonomierat riß nun die Geduld. „Begreifen kann ich das freilich nicht, und keiner wird es begreifen. Aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Sie werden es bald genug bereuen."

Damit wandte er sich und ging quer über den Wirtschaftshof den Stallungen zu.

In Gedanken versunken blieb Müller noch einen Augenblick auf demselben Flecke stehen; dann schritt er langsam, als ob er eine schwere Last zu schleppen hätte, der niedrigen Baracke zu, in der sich seine Schlafstätte befand. Der Raum war leer, die Kameraden saßen schon im Eßraume neben der Küche um den langen Tisch.

Müller öffnete das Spind, worin er seine geringen Habseligkeiten verwahrte, etwas grobe Wäsche, einige Paar Strümpfe, seine Sonntagsschuhe. Ganz unten lag eine abgegriffene Brieftasche. Aus der nahm er jetzt eine kleine Photographie.

Lange betrachtete er das Bild, das einen halbwüchsigen Knaben darstellte. Es war der Sohn, sein einziger. Durch des Vaters Schuld um das Leben des freien Bauern auf eigenem Grund und Boden schmählich betrogen. Aber der Junge hatte sich trotzdem durchgesetzt, war ein tüchtiger Mensch geworden und seit einigen Jahren Inspektor auf dem Rittergute Brunkhorsten. Das wußte der Alte, der es in Scham und Gewissensangst sorgfältig vermied, den Weg des Sohnes zu kreuzen. Der mußte ihn daher für tot oder verschollen halten.

Und so sollte es bleiben. Kein Mensch durfte erfahren, daß sie zusammengehörten. Das Ansehen des Gutsinspektors durfte nicht erschüttert werden durch das Auftauchen eines Vaters, dessen er sich hätte schämen müssen.

Still schob er das Bild wieder in die Brieftasche und begab sich müden Schrittes als Nachzügler an den Eßtisch.

Der Ökonomierat Gustav Rothbarth aber zerbrach sich den Kopf, so oft er den alten Müller still und emsig seiner Arbeit nachgehen sah, weswegen wohl dieser Mann so hartnäckig den Aufstieg in ein neues, angenehmeres Leben ablehnte.

Er hat den Grund nie erfahren.



Bunte Chronik



*** Das Opfer eines Traumes.** Der Landwirt Mladen Vorgic aus einem Dorfe in der Umgebung von Veliki Beckerek hatte vor Monaten geträumt, daß er auf seinem Felde einen Topf gefunden habe, der bis zum Rand mit Goldstücken gefüllt war. Auf den armen Teufel, der mit großen Geldschwierigkeiten kämpfte, machte dieser Traum großen Eindruck. Er legte ihn dahin aus, daß er in kurzer Zeit zu großem Reichtum kommen werde. Um den Lauf des Schicksals zu beschleunigen, kaufte er ein Los der Klassenlotterie und war fest überzeugt, daß er den Haupttreffer machen werde. In dieser fixen Idee befangen, ging er schon am Morgen des Ziehungstages in das Gasthaus und feierte mit mehreren Freunden den Gewinn, der seiner Ansicht nach unbedingt kommen mußte. Da kam der Schwager Vorgic auf den unseligen Gedanken, mit dem Glücksjäger einen Scherz zu machen: er stürzte mit allen Anzeichen höchster Erregung in die Gaststube und rief Vorgic zu: „Geh nach Hause, Mladen, deine Frau hat eben ein Telegramm bekommen, daß du eine Million gewonnen hast!" Vorgic eilte sofort nach Hause — wo sich natürlich kein Telegramm vorfand. Diese grausame Enttäuschung war zuviel: Vorgic erlitt auf der Stelle einen Tobsuchtsanfall und mußte in das Irrenhaus überführt werden.

*** Doppelleben eines Richters.** Vor dem Kriminalgericht von Moskau stand vor kurzem ein Richter desselben Gerichts, der, wie es sich zufällig herausgestellt hatte, Führer einer Räuberbande gewesen war. Der Richter Serge Patschkoff genoß den besten Ruhm in seinem Revier. Vor allem wurde seine außerordentliche Humanität gerühmt. Stand ein jugendlicher Verbrecher vor ihm, so pflegte der Richter ihn in seinem Amtszimmer privat zu sprechen, und gewährte ihm dann Bewährungsfrist. In Wirklichkeit aber drehte sich das Gespräch des Richters mit dem Angeklagten nicht um eine moralische Predigt, wie die gutgläubigen Leute annahmen, sondern um etwas ganz anderes. Der Richter rekrutierte auf diese originelle Art die Mitglieder seiner Verbrecherbande. Die Bande spezialisierte sich auf Einbrüche in einem Viertel, das von Geschäftsleuten bewohnt ist. Da die Polizei, in Sowjetrußland Miliz genannt, dem Richter untersteht, war es für den Verbrecher ein leichtes Spiel, die Polizei von den Spuren, die zu der Entdeckung seiner Spuren führen konnte, abzulenken. Obwohl das sowjetrussische Gesetz für nicht politische Verbrechen die Todesstrafe, die übrigens als höchste Strafe umschrieben wird, nicht kennt, wurde der verbrecherische Richter Patschkoff zum Tode verurteilt. Auf Gutachten der Ärzte, die ihn für einen Menschen mit Doppelleben erklärten, das heißt für einen Menschen, der gegen seinen Willen ein Doppelleben führen muß, wurde Patschkoff zu Zuchthaus auf zehn Jahre, die höchste Freiheitsstrafe, die das sowjetrussische Strafgesetzbuch kennt, verurteilt.

*** Der Bienenstock im Denkmal.** Einen eigenartigen und wohl einzig dastehenden Bienenstock entdeckte man in der Stadt Richmond im Staate Virginia, als man das auf dem Hauptplatz stehende Reiterstandbild des Generals Lee einer gründlichen Reinigung unterwerfen wollte. Als der Erzgießer zur Feststellung schadhafter Stellen die Statue beklopfte, bemerkte er, daß der Rumpf des Pferdes einen dumpfen Ton gab, als ob sich im Innern irgendein schmiegsamer Körper befinde. Bei genauerer Untersuchung fand man zum größten Erstaunen, daß Hals, Brust und Rumpf des erzenen Tieres mit mehreren hundert Kilogramm Honig angefüllt waren. Fleißige Bienen waren durch Maul und Nüstern eingedrungen und hatten jedenfalls sein Inneres für eine geeignete Stätte zum Aufbewahren ihrer kunstvollen Waben gehalten. Es war nicht möglich, den ganzen Honig aus dem Innern des Denkmals herauszuschaffen.

Lustige Rundschau



*** Geduld heilt.** Patient: „Glauben Sie wirklich, Herr Doktor, daß Sie mich heilen können?" — Arzt: „Ohne Zweifel, Ihre Krankheit ist gerade meine Spezialität. Ich habe einen Patienten über 20 Jahre behandelt, der dieselbe Krankheit hatte wie Sie."

•

*** Die Überraschung.** Neuvermählte: „Männer sind brutal. Mein Mann versprach mir eine Überraschung, wenn ich kochen lernen würde. So nahm ich Unterricht." — Freundin: „Wie schrecklich! Und was war die Überraschung?" — Neuvermählte: „Er entließ unsere Köchin."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.